

Cirkusblut

Roman von
Heinrich Lee.

(12. Fortsetzung.)

Er gewann seine Besinnung wieder. Charlotte war für ihn verloren. Jetzt erst wurde er sich seiner Handlungsweise in ihrem ganzen Umfange bewußt. Wenn sie bekannt wurde, so war die Behme über ihn gesprochen. Aber es war Charlottes eigenes Interesse, daß sie darüber schweige, und deshalb würde auch dieser Mensch — und wieder dachte Curt das Grauen — darüber schweigen.

Er liebte sie nicht mehr — er haßte sie nur noch. Selbst von Eifersucht verspürte er kaum noch eine Regung. Es war, als käme das Innerste seiner Natur, ihr wahrer Teil, erst jetzt zum vollen Ausbruch. Vor dem Wille, daß jemand plötzlich aufstand, der Vershölene, der nicht gestorben war, der lebte und der zurückgekommen war, das Erbe ihm wieder zu entreißen, mußte das Bild eines Weibes, das ihm als einziger Leidenschaft nur noch das Glück einflößte, erlöschen. Gewißheit mußte er haben. Nur einer konnte sie ihm geben, der Onkel.

Der Blah vor ihm war leer und öde geworden. Hastig holten von den verlassenen Tischen die Kellner die leeren Gläser und Teller zusammen, um dann auch noch ihr Teil vor der Barriere zu genießen. Um heute nicht noch einmal Charlotten unter die Augen zu kommen, vermied er es, sich vor der Tribüne zu zeigen und schlich um den Totisator herum. Das Feld vor ihm war nicht mehr sichtbar, es lief drüben jenseits des Platzes auf der Außenbahn, hinter den Bäumen versteckt und die Spinnweite unter den Füßstapeln hatte wieder einer allgemäßen Bewegung und Unterhaltung Platz gemacht.

„Apropos, Herr von Barnstorff,“ schloß eine Stimme an sein Ohr.

Vor ihm stand ein großer, dicker Herr mit langausgezogenem rotem Schnurrbart, ein bekannter Pferdezüchter und Grobhandwerker aus der Provinz, dessen Eigentümlichkeit darin bestand, daß er mit zugerittener Jimmer Herden gelegentlich auch selber Handel trieb.

Er zählte zu Curt's „Kunden“, pflegte ihn mit seinen Aufträgen zu betrauen und weil von dem, was Curt's Regimentskameraden von ihm wußten, noch nichts zu ihm gedrungen war, so respektierte er in Curt, obwohl er für ihn nur Kommissar war, doch noch seinen abigen Namen. Curt blieb stehen.

„Weil ich Sie gerade treffe,“ sagte der andere — Sie könnten mir wohl mal einen Gefallen thun. Ich brauche einen neuen Reiter. Meiner hat mir gekündigt, er geht in einen Lutterfall. Es thut mir um ihn leid, er war sehr tüchtig, ich hatte ihn von Cirkus Kess. Am liebsten möcht' ich wieder einen aus einem Cirkus haben. Ich muß noch dem Reiten gleich nach Hause und habe keine Zeit. Ein Cirkus ist ja wohl wieder hier. Möchten Sie mir den Gefallen thun und dort mal nachfragen? Ich hab's damals ebenso gemacht. Meine Adresse kennen Sie.

Wenn einer also dort von den Leuten Luft hat, dann soll er an mich schreiben. Ueber das Geld einige ich mich schon mit ihm. Wollen Sie mir den Gefallen thun?“

Curt konnte nicht anders, als die Versicherung geben, diesen Wunsch gewiß erfüllen zu wollen. Als sein Auftraggeber das Wort „Cirkus“ aussprach, erschauerte er. Es war beinahe, als hätte dieser Mann in ihn hineingeschaut, als müßte er, welche Beziehungen zwischen ihm und diesem Begriffe jetzt entständen wären. Er versprach, weil die Sache schnell erledigt werden sollte, schon morgen sich an Ort und Stelle danach umthun zu wollen.

Unten an dem grünen Fleck, wo das Feld gestartet hatte, tauchte es jetzt, nun weit auseinander gerissen, begleitet von dem dunklen, immer näher schwellenden Brausen der Menge, wieder auf. Dann schoß der erste Reiter unter den letzten Jureusen, dem Geschrei der Ereuna, der Freude und der Enttäuschung des Publikums durchs Ziel, die auf den Gipfelpunkt gestiegene fieberhafte Spannung war gelöst und die große Nummer des Tages, die letzte der Saison, war vorüber.

Von den Ausgängen der Bahn strömte es in langen dunklen Zügen zum Bahnhof.

Herr von Prerow nahm einen der auf der Chauffee haltenden Wagen. Auf dem Bahnhof stand bereits der Zug. Der Klub, zu welchem Herr von Prerow gehörte, hatte wie immer der Ueberfüllung wegen sich einen reservierten Charlotten wollte Herr von Prerow diese Wohlthat nicht benötigen und die übrigen Coupes wurden bis auf den letzten Platz besetzt. Herr von Prerow schlug deshalb vor, in dem Zweifspanner bis nach Berlin zu fahren. Bruno mußte sich entschuldigen. Er hatte am Abend „zu thun“ und kam mit dem Wagen zu spät. So mußte man sich trennen.

„Gute Nacht, Herr von —“ hier unterbrach sie sich — „Derr Weeler,“ sprach Charlotte herzlich und mit einem geheimnisvollen Lächeln.

„Wir sprechen uns noch hoffentlich,“ sagte Herr von Prerow mit noch wärmerer Artigkeit als sonst.

Dann verabschiedete sich Bruno. Als er in das vollgedrängte Coupee stieg, sah er, ohne daß dieser es jedoch bemerkte, auch seinen Vetter einsteigen. Jetzt erst, wo er mit sich allein war, fand er Zeit, das Geschehene, die neue, so veränderte Situation, die er unter dem Bann des Augenblicks sich nun geschaffen hatte, ungestört in sich nachzudenken zu lassen. Eingeteilt zwischen gleichgültigen Menschen, umwogen von einer Unterhaltung, die sich mit Leidenschaft um die Bahnereignisse drehte, stand er da und erst in der Unruhe, die um ihn her war, fühlte er, welche große und starke Ruhe er wieder in sich selber trug. Als der Zug in der Friedrichstraße hielt und Bruno ausstieg, bemerkte er seinen Vetter nicht mehr. Sein Gemüth war fest wie je. So ging er zur Arbeit.

Um dieselbe Zeit rollte, während über die einförmige, kaum hie und da durch einige Kiezerschläge unterbrochen Ebene der Abend sich dunkelnd herabzank, auf der Chauffee in der gleichen Richtung, die der Zug genommen hatte, ein Wagen. Charlotte und ihr Vetter sahen darin. Wobon sprach sie? Aufgeregt konnte es nicht sein. Sie wußten sonst nicht beide so ruhig und so andauernd in ihren Ecken sitzen geblieben — denn der Reiter achtete nicht auf sie. Und doch wünschten sie vielleicht, daß diese Fahrt zu weilen in der großen, stillen Einsamkeit um sie her noch lange, lange nicht ein Ende nehme. Aus dem schon umgepflügten Feldern und den spärlich bewachsenen Wiesen stieg ein weißgrauer Nebel auf. Drüben von den Föhren her tönte ein trauriges flötendes Vogelgeklirr — eine Heibelerche, die überwinterte und die von dem an der See gelegenen Mühlberge, ihrer Heimath her, sich verflattert hatte. Aus der Ferne her glänzten Lichter und beide, Herr von Prerow und Charlotte, freuten sich, als der Reiter ihnen sagte, daß es erst ein Dorf sei und noch lange nicht Berlin.

12.

An diesem selben Tage verübten die Anschlaggezelten und Zeitungsnotizen ein neues Debüt: Mademoiselle Dodo.

Am Abend vorher waren Mama Schaffer und Dorchchen in Berlin glücklich eingetroffen. Am Nachmittag hatte Dorchchen eine Probe gehabt. Das Pferd, das sie unter denen, die ihr von der Direction zur Verfügung gestellt worden waren, sich schließlich ausgesucht hatte, war ein breitgebauter, schon etwas bejahrter, aber darum auch zuverlässiger, schöner Lipzianerschimmel, auf dem sie mit bewährten Reiten schon manche ihrer Vorgängerinnen ihre Künste ausgeübt hatte. Der Eindruck, den Dorchchen bei Herrn Rapp und ihren neuen Kollegen auf der Probe hervorgerufen hatte, war anfänglich kein besonderer. Was sie konnte, das konnten andere Damen ihres Alters auch. Auch ihr äußeres entsprach in dem unansehnlichen Probanzug, einem braunen beschliffenen Tuchkleidchen nicht dem Bilde, das man sich nach ihrem „Photo“ von ihr machen durfte. Eine ansehende Dame, welche Schule ritt, machte sogar ein ziemlich spöttisches und mißbilliges Gesicht. Der Schulreiter selbst auf den Fortreiter nicht selten mit Verachtung herab, denn der Schulreiter repräsentiert sozusagen das streng wissenschaftliche in seinem Fach, der Fortreiter aber — so urtheilt sein Kollege hochmüthig über ihn — macht seine Sachen nur fürs Publikum.

Mama Schaffers Meinung war allerdings gerade umgekehrt. Schulreiter und besonders Schulreiterinnen zählten für sie überhaupt nicht mit. Ein Mann dreiferte sein Pferd wenigstens noch selbst — aber ein Frauenzimmer? Ein Frauenzimmer, welches Schule ritt, hatte nach ihrer Ansicht nichts weiteres zu thun, als sich auf das Pferd, das die Männer schon dreifert hatten, einfach hinaufzusetzen und darauf los zu reiten. Das konnte jede. Es hätte eine nur verstanden sollen. Dorchchen ihre Sachen nochzumachen. Nicht das Wasser konnte Dorchchen eine reichen. Es verstand sich von selbst, daß Mama Schaffer bei der Probe wieder unten auf der ersten Bank saß, von wo aus sie mit sachverständigem strengen Blick jeder Bewegung Dorchdens folgte. Als Dorchchen aber ihren Soltomortale „drehte“ und diesem noch einige andere Effektlösungen folgten ließ, ging auch durch die Reihen der Künstler ein beifälliges Gemurmel und als Dorchchen erschöpfte ihre Probe beendet hatte und das Pferd in den Stall zurückgeführt wurde, spendete ihr Direktor Rapp ein Lob. Mama

Schaffer hatte für andere Leute keine Augen mehr. Stolz wie ein Sieger verließ sie das Schlachtfeld.

Die Vorstellung am Abend war gut besucht.

Dorchdens Nummer war an das Ende des ersten Theils gestellt, diejenige Brunos ziemlich in die Mitte desselben. Der Regisseur hatte ihm den Auftrag der Direction überbracht, in der Nummer der neuen Reiterin die Stallmeisterpeitsche zu übernehmen. Seine eigene Nummer hatte er unter dem gewöhnlichen hümmischen Beifall schon beendet, er begab sich in seine Garderobe zurück, wo Mr. Daniel gerade wie immer, wenn er nichts zu thun hatte, in seinen englischen Anzügen saß. Bruno hatte sich in der Mitte der Direction überbracht, in der Nummer der neuen Reiterin die Stallmeisterpeitsche zu übernehmen. Seine eigene Nummer hatte er unter dem gewöhnlichen hümmischen Beifall schon beendet, er begab sich in seine Garderobe zurück, wo Mr. Daniel gerade wie immer, wenn er nichts zu thun hatte, in seinen englischen Anzügen saß. Bruno hatte sich in der Mitte der Direction überbracht, in der Nummer der neuen Reiterin die Stallmeisterpeitsche zu übernehmen. Seine eigene Nummer hatte er unter dem gewöhnlichen hümmischen Beifall schon beendet, er begab sich in seine Garderobe zurück, wo Mr. Daniel gerade wie immer, wenn er nichts zu thun hatte, in seinen englischen Anzügen saß.

Wenn Dorchchen Abends in der Garderobe Toilette machte, so durfte ihr niemand dabei helfen, als Nuttchen. Nuttchen schnitt ihr hinten die Taille zu, Nuttchen machte ihr die Krümmung mit dem aufgesteckten Anoten und Nuttchen schminnte sie auch. Dorchchen hatte sich dabei um nichts zu kümmern. Ueber was sich Mama Schaffer nur käufte dabei ärgerte, das waren die Triftofs. Bekamen die Triftofs auch nur den kleinsten Schaden, so mußte jedesmal ein neues Paar genommen werden. Gestickt werden konnten sie nicht, sie hätten nur immer weiter erweichen und außerdem waren sie sehr theuer, so theuer wie das „Kaiserrot“, von dem die kleine Dose immer gleich vier Mark kostete. Dafür zerriss diese Schminke allerdings auch nicht den Teint und Dorchdens Gesicht blieb frisch und gesund. Das Kosium, in dem Dorchchen heute prangte, bestand ganz aus Silberdraht Seide, der Halsausschnitt garnirt mit kurzen Straußfedern, sogenannten „Köpfchen“, von derselben Farbe. Von demselben Stoff in der gleichen Weise armirt, war auch das Barett, das sie auf ihrem weichen, nun nupferan gewordenen Haare trug. Von Silberdraht Seide waren auch die Triftofs. Wunderlich sah Dorchchen aus und als sie jetzt in der Manege erschien, während Mama Schaffer, anstehend in würdigen Schuhen, auf ihrem Stuhle unten in der ersten Reihe Platz genommen hatte, aua durch das ganze Haus eine hörbare Bewegung des großen Wohlgefallens.

Bruno hatte die silberbeschlagnete große Peitsche in die Hand genommen und war Mademoiselle Dodo in die Manege gefolgt. Da er am Nachmittag nicht auf die Probe gekommen war, so hatte er noch nicht ihre Bekanntheit gemacht und erst jetzt, als sie, auf dem Panneau stehend — es war die allerschönste Silberstropfenende, kostbare Galvananitur, die auf Anordnung der Direction der Schimmel heute Abend trug — und er, mit der Peitsche knallend, im gemächlichen Trab das Thier seine erste Runde machen ließ, sah er ihr ins Gesicht. Bruno hatte schon manches hübsche Gesicht unter seinen Kolleginnen gesehen und es hatte ihn nicht in traend eine Beweuna, geschweige in Verwirrung versetzt. Anders erregte es ihn jetzt. Konnte er dieses Gesicht oder konnte er es nicht? Er mußte seine Aufmerksamkeit zusammennehmen, damit der Schimmel das Tempo nicht verlor. Dodo fing ihre Exercices an, Bruno hatte auf den Kopf ihres Pferdes zu achten, jetzt machte sie ihren Salto mortale durch die Luft, rotirend schob ihr Körper mit den Füßen auf das Panneau zurück, lächelnd neigte sie sich, während ringsum der Applaus erscholl, nach allen Seiten, zog das Taschentuch, für Bruno das Zeichen, daß sie nun eine Pause machte, glitt auf das Panneau in den Sieg, noch einmal erhob sich der Applaus, noch einmal neigte sie bahnend den Kopf, dann ging der Schimmel in Schritt — und in die Manege trat, die Pause auszufüllen, Mr. Daniel.

Drei kleine Worte ihr nur zuzufügen, die Worte „Dorchchen, bist du's?“ — dachte Bruno. Aber er hatte sich jetzt mit Mr. Daniel zu beschäftigen. Ein Bild aus alter Kinderzeit — war es Wahrheit, war es Traum — war hier im Angesichte der tausendköpfigen Menge, als wär's ein Märchenzauber, vor ihn hingetreten. Er durfte nicht die Augen nach ihm wenden. Er hatte jetzt mit Mr. Daniel Pöffen zu treiben. Lautschallendes Gelächter erhob sich; ihren Schimmel auf den Rücken klopfend, ritt Mademoiselle Dodo noch immer langsam im Kreise herum. Der Clown ging sie nichts an und auch der Stallmeister kümmerte sie nicht. Nur, wenn sie an der Dame in dem schwarzen Kleide, die dicht vor der Barriere an dem Sattelplatze saß, vorbeistam, sah sie zu ihr herab und nicht leicht. Dann war das Intermezzo mit dem Clown zu Ende, unter erneuertem Gelächter ging er hinaus, die Musik fing wieder an, der Stallmeister schwang wieder die Peitsche, ohne daß Dorchchen bemerkte hätte, welchen Blick er auf sie richtete, die Bedienung schaffte die Bekante, Ballons und die „Leinewands“, die Lächer, über die sie nunmehr springen sollte, herein und sie begann von neuem. Schließlich unter immer neuem Beifall und einem tausenden Schluchaplaufe nahm Mademoiselle Dodos Nummer ein Ende. Besonders waren es die Herren in den Logen, die nicht müde wurden, die Debutantin immer noch einmal in die Manege zu rufen. Die Direction

konnte mit dem Erfolg, den die neue Reiterin beim Publikum sichtlich gefunden hatte — gleichviel ob es mehr ihrer Erscheinung, die das Photo nun allerdings nicht mehr Lügen strafte, oder ihren Leistungen galt — durchaus zufrieden sein.

Mama Schaffer hatte sich schon längst erhoben, um hinter dem Ausgange für Dorchchen eine Art von altem Regenmantel und ein Paar große Filzschuhe bereit zu halten. Kein Strahl der Freude leuchtete in ihrem fast noch ernster und strenger gewordenen Gesicht auf. Es war ganz selbstverständlich, daß Dorchchen dem Publikum gefiel. Es war noch nirgends anders gewesen. Warum sollte es in Berlin anders sein? So brachte sie Dorchchen, die sehr erbtig war und stark athmete, in die Garderobe zurück.

Auf die anderen Damen, die noch in der Garderobe waren und die sich eben unter lebhafter Unterhaltung für die Pantomime vorbereiteten, die nun nach der Pause kam, achtete Mama Schaffer nicht. Es war überhaupt, als hielt sie jede andere an einem Cirkus, wo Dorchchen arbeitete, engagierte Dame für ein Wesen, das völlig unnütz war, das Dorchchen höchstens im Wege stand, ja geradezu als ihre Feindin.

„Fräulein Schaffer,“ rief eine Stimme an der Thür.

„Was giebt es,“ fragte Dorchdens Mutter, indem sie die Thüre bis zu einem Spalt öffnete.

Ein Diener stand draußen, der von der Direction kam, wieder mit dem Auftrag, Dorchchen möchte sich gleich im Bureau einfinden.

„Ich komme schon,“ sagte Frau Schaffer, als gälte der Auftrag ihr selbst.

Obnehin war Dorchdens Toilette gleich beendet, sie brauchte keine Hilfe mehr und mit der Weisung, daß Dorchchen sie an der Thür erwarten möge, folgte Frau Schaffer dem Diener.

Der Stallgang war, als Dorchchen eine Minute später in ihrem Straßkleide heraustrat, von dem häufigen bunten Treiben durchwühlt, wie es an jedem Abend der Pantomime voranging, auch an jenem, als Dorchchen zum erstenmale in die Manege getreten war. Sie mußte nicht, warum sie, nun an die Mauerwand gedrückt, um hier auf Nuttchen zu warten, an diesen Abend jetzt plötzlich denken mußte. Nur noch selten trat ihr die Kindheit vor die Augen. Es schien ihr, als wäre es mit ihr und Nuttchen niemals anders gewesen, als es nun eben war. An das Stübchen in dem großen grauen Hinterhause in der hübslichen Straße dachte teils von ihnen beiden mehr und an die Menschen, die dort mit ihnen einst gewohnt hatten, erst recht nicht.

„Fräulein Dorchchen Schaffer!“ sagte eine Stimme ihr zur Seite, während sie in das Treiben, das an ihr vorüberflühtete, mechanisch hinein sah.

Erschrocken wandte Dorchchen sich um. Ein junger Mann stand vor ihr, ein Reiter, in einem phantastischen Kostüm, der, wie das selbe betundete, jetzt bei der Pantomime mitritt. Ein Kollege.

„Kennen Sie mich noch?“ fragte er und seine Augen rubten voll Glanz und voll Freude auf ihr.

Verwundert sah Dorchchen ihn an. Vielleicht war sie früher mit ihm gemeinschaftlich engagiert gewesen. Aber so angeprochen zu werden, war sie nicht gewöhnt. Und nein — sie kannte ihn auch nicht einmal.

Es gab für Bruno keinen Zweifel mehr, daß sie es war. Das sagten ihm die beiden Grübchen um ihren Mund, die sie schon als Kind gehabt hatte und die ihm unvergessen waren.

„Wir haben als Kinder in demselben Hause gewohnt, Fräulein Dorchchen,“ fuhr er fort — „ich heiße Bruno Barnstorff.“

In Dorchdens Gesicht ging eine Veränderung vor. Ihre Augen vergrößerten sich und nun hingern sie an ihm wie an etwas Unbegreiflichem.

„Bruno!“ kam es von ihren Lippen. Die helle Sonne brach über ihr Gesicht. Dorchchen lächelte sonst nur selten, das Manegelächeln, versteht sich, ausgenommen; Welt und Dinge ließen sie sonst gleichgültig und das einzige Wesen, das ihr bisher Theilnahme abgewonnen hatte, blieb ihr Papagei.

Stuntenlang sprachen sie beide nicht mehr ein Wort. Der Lärm, das Gemurmel um sie her war vergessen. Vergessen und verfunken war alles, was sie hier umgab. Ein hoher, finsterner, grauer Hof umgab sie, Dorchchen tanzte zu einem Leierkasten, Bruno ging mit einer Schulpuppe an ihr vorüber und Dorchchen rief ihm ein schlechtes böses Wort zu.

Dorchchen wurde roth. Bruno hielt ihre Hand fest. „Dorchchen!“ flüsterte er nur. „Meine Mutter kommt!“ sagte sie.

Frau Schaffer hatte im Bureau nur noch eine kleine Bepfropfung mit dem Direktor gehabt. Es handelte sich dabei um einige unwesentliche Ergänzungen des Kontrattes, auch um den Punkt, in welcher Weise Dorchchen als nun engagiertes Mitglied von morgen Abend ab in der Pantomime mitzuwirken hatte.

Als Frau Schaffer ihr Kind jetzt mit einem Manne zusammen stehen sah und zwar Hand in Hand, mit einem Manne, den sie, wie sie jetzt bemerkte, nicht einmal kannte, traute sie kaum ihren Augen.

„Das ist Bruno, Nuttchen,“ sagte Dorchchen mit strahlender Miene zu ihr

„Bruno von Barnstorff, du mußt dich doch noch erinnern.“ Auch Bruno begrüßte nun Frau Schaffer. Sie hatte sich, so schien es ihm, gleichfalls nicht sehr geändert.

„Der sind Sie?“ entgegnete sie endlich.

Die Vergangenheit war zwar völlig für sie abgethan, aber dem Eindruck dieser Schicksalsfügung konnte sie sich trotzdem nicht entziehen.

Dann gingen sie zu plaudern und sich zu erzählen an. Frau Schaffer, sonst die gestrenge Dame, wurde freundlich und herablassend, wie es ein solcher alter Bekannter von ihr verlangte durfte. Daß sie einmal für ihn und seinen Vater die Kragen und Manschetten geplättet hatte, kam dabei nicht in Betracht. Aber der Regisseur gab schon das Klingelzeichen. Auch Bruno mußte jetzt auf seinen Posten. Dorchchen fragte, ob man nicht nach der Vorstellung, noch irgendwo zusammenkommen könnte. Eigentlich schien Frau Schaffer damit nicht einverstanden. Sie meinte mit einem starken Anflug ihrer alten Strenge, Dorchchen müßte früh zu Bett, aber endlich, als Dorchchen mit Bitten nicht abließ, gab sie nach. Bruno bezeichnete beiden Damen ein in der Nähe befindliches gemütliches Weinstolal, dann trennte man sich vorläufig.

Noch niemals war Bruno die Pantomime so lana erschienen, wie an diesem Abend. Endlich war auch das das Schluchbild vorüber. Mit ihren Fingern, in einer dicht aneinander schließenden Reihe, fehlten die Reiter dabei in die unter Wasser gefetzte Manege hinein. Bruno hatte die Färbung; dicht hinter ihm, nach Anordnung der Regie, ritt Semor Narvaez. Seit jenem Abend im Klub hatte Bruno aufgehört, ihm noch irgend welche Beachtung zu schenken, nur seine funkelnden Augen sah er noch, so oft er ihm begegnete, auf sich gerichtet, aber heute Abend dachte Bruno nur noch an zwei andere Augen und sie strahlten aus Dorchdens Gesicht. Schnell, nach Schluß der Vorstellung, kehrte er sich um. Alle Puffe klopfen in ihm. Eine Freude war über ihn gekommen, wie er sie noch nie empfunden hatte und Mr. Daniel und seine übrigen Garderobegenossen wunderten sich nicht wenig, wie veranlagt ihr sonst so stiller Kollege heute war. Nicht nach den größten Triumpfen, die er mit seiner Kunst bisher geerntet hatte, war ihm, wenn er aus dem Cirkus hinausging, so wohl und leicht um's Herz gewesen wie heute Abend.

An dem Weinstolal gab es ein abwechselndes Stillsitzen und endlich, als es Eins schloß, mußte Frau Schaffer mit nachdrücklichster Energie darauf bestehen, daß man nun nach Hause ging. „Morgen sehen wir uns wieder,“ sagte Dorchchen zum Abschied, als sie aus dem Wagen dem Freunde ihrer Kindheit mit verklärtem Gesicht — und auch der lustigen Champanne, den sie getrunken, hatte seinen Teil davon — noch einmal die Hand hinausreichte.

„Gute Nacht, gute Nacht!“ erwiderte Bruno und er konnte sich nicht enthalten, die kleine Hand, die er in seiner Hand hielt, zu küssen.

„Schlafen Sie wohl, Herr von Barnstorff!“ sagte Mama Schaffer streng und ihre Stimme klang so hart unangehalten, als hätte ihr eine solche Vertraulichkeit nicht, ja als beredete sie es überhaupt mit ihm und Dorchchen so weit haben kommen zu lassen.

„Auf Wiedersehen!“ rief sie nach dem Tod.

Der Wagen fuhr raschelnd davon. Bruno blieb vor dem Hause, unter der roten leuchtenden Laterne stehen und sah dem Wagen nach — so lange, bis er hinter der Ecke verschwunden war.

Ein stiller Jubellaut tönte in seinem Herzen nach.

„Morgen!“ Was war mit ihm geschehen? Nur die Kindheit war wieder vor ihm auferstanden. Sie war für ihn grau und traurig gewesen. Jetzt aber sah sie ihn mit großen Madonnenaugen glänzend an, so glänzend, daß jeder andere Blick, auch der, nach dem er sich als Kind gefehlt und den er nun erreicht, davor verschwand. Mit Dorchdens Augen blickte sie ihn an. Als kleines, zierliches, von allen Häubchen umwöhntes, hochmüthiges Mädchen sah er sie. Hart und bitter war sie manchmal zu ihm gewesen und einmal hatte sie sogar von seinem Vater Schändes und Schlimmes gesprochen. Wäre sie damals anders gewesen — er hätte sich heute vielleicht nicht einmal mehr an sie erinnert. So aber hatte sie ihr Bild in seinem Herzen fest eingegraben und nur der Staub hatte es bedeckt. War sie nicht heute noch ein Kind. Er dachte an die Eber, mit ihr und ihrer Mutter beim Wein verbrachten Stunden. Nur ein kleines hübsches verständiger war sie geworden, nicht mehr unartig war sie. Stumm mit ihrer Puppe spielte sie jetzt mit ihrem Papagei. Selbst ihre Kunst, der sie alle beide nun angehörten, blieb für sie ein Spiel; den Ernst davon überließ sie ihrer Mutter. Wie sie die Leute einst als Kind verwöhnten, wie selbst von der immer mürrischen Portiersfrau — er erinnerte sich an jedes Einzelne — ein Strahl der Zärtlichkeit und Liebe auf sie glitt, so erging es ihm nun selbst. Dorchchen! So hatte er sie wieder genannt und er hätte sie mit keinem andern, mit keinem würdevolleren Namen nennen können. Dorchchen! Nun hatte das Schicksal aus ihr dasselbe gemacht wie ihn, ein Kind der Manege, nun hatte es sie beide auf seinen wunderbaren Wegen wieder zueinander ge-

führt, nun blieben sie zusammen. Nicht für immer. Nur ein paar Wochen lang. Solange nur, bis es die von neuem den einen diehtin, den andern, dorthin trieb. Nein — er wollte nicht ans Scheiden denken. Heute nicht!

Als Bruno zu Hause kam, so es ihn zu seiner Geige. Er hatte sie schon lange nicht mehr berührt. Aber es war schon späte Nacht. Er ließ sie ruhen. Noch im Traume aber lichte er an die wiedererfundene Gefährlichkeit seiner Kindheit.

„Er nennt dich Dorchchen,“ sagte im Wagen Mama Schaffer — „wenn er sich das weiterhin erlaubt, so gieß ihm zu verstehen, daß sich das nicht läßt. Er soll dich Fräulein Dodo oder überhaupt wie alle anderen Fräulein Schaffers nennen. Nach ihm das klar, oder ich werde es ihm klar machen.“

„Aber Nuttchen,“ erwiderte Dorchchen erlautet, — „er hat doch immer zu mir Dorchchen gesagt.“

„Aber seid keine Kinder mehr,“ versetzte Mama Schaffer scharf — heute Abend habe ich ein Auge zugezückt, das geschieht aber nicht wieder. Er hat sich so wenig Vertraulichkeiten gegen dich zu erlauben, wie irgend ein anderer. Das schadet erstens deinem Ruf und zweitens könnte er sich am Ende noch Dinaz in den Kopf setzen, von denen selbstverständlich nicht die geringste Rede sein kann.“

„Was denn aber für Dinaz, Nuttchen?“ fragte Dorchchen in noch größterem Erstaunen und voll Unschuld.

„Es ist gut. Wir wollen nicht weiter davon sprechen,“ schnitt Mama Schaffer das Gespräch ab, zum Zeichen, daß es für sie und somit auch für Dorchchen nun erledigt war — „Aue, was ich dir sage.“

Dorchchen in ihrer Wagenesche schrie. Sie rümpfte aber unter ihrem Schleier den Mund.

Warum sollte Bruno nicht „Dorchchen“ zu ihr sagen? Wenn sie auch heute älter geworden waren, waren sie nicht doch dieselben geblieben? Die Jahre, die zwischen heute und damals lagen, die waren, wenigstens wenn sie an Bruno dachte, wie fortgefakt. Sie dachte auch darüber nach, wie hochmüthig sie manchmal als Kind zu ihm gewesen war. Das war aber nur deshalb geschehen, weil es sie ärgerte, daß er, der unter allen Jungen im Hause doch der feinste war und der auf's Gymnasium ging und dessen Papa ein Offizier war und der aus allen diesen Gründen ihr Freund zu sein verdiente, nicht selbst ein bißchen stolz war — ja, daß er und sein Vater sich manchmal soor Wüthen gaben und selbst die Wäpfe schuldig blieben, wozu, wie sie in den Nuttchen wußte, doch nur die allererbärmlichsten Leute fähig waren. Wäre er nicht etwas Verrückter als alle andere gewesen, dann hätte sie sich auch niemals über ihn geärgert. Nun war es lange her. Damals war sie ein ungezogenes Kind. Heute war sie eine in allen Dingen des Lebens — so wenigstens dachte Dorchchen selber von sich — erfahrene Künstlerin. Ganz deutlich erinnerte sie sich jetzt, wie sein Vater, der Hauptmann, damals starb und wie sie immer zum Fenster, hinter welchem der Sterbende lag, hinaussahen mußte, als hätte sie Bruno etwas abzubitten. Ja, warum durfte sie jetzt, um das an ihm zurückzugeben, was sie als Kind an ihm ver schuldet — nicht um so gültiger und freudvoller zu ihm sein? Ganz und gar nicht verstand Dorchchen ihre Mutter — oder Nuttchen hatte wieder ihre ardeinen Heirathspläne mit einem reichen Baron oder Grafen oder gar Prinzen im Kopfe. Nuttchen sprach nicht davon, aber Dorchchen wußte es und nun sollte Bruno wieder ein Spielverderber sein. Das fiel ihm sicher gar nicht ein. Er war immer gut und nett gewesen und war viel besser als sie selbst.

„Nuttchen,“ sagte Dorchchen.

„Was?“

Aber Dorchchen lächelte die Frage, die sie stellen wollte, über sich zu haben. „Ach nichts!“ erwiderte sie.

So kamen sie in ihr Hotel.

Als hätte der Himmel aus besonderer Güte für den Kennereiner bisher nur damit gespart, sein herrliches Gesicht aufzuheben, so trübte am nächsten Tage ein unermüdlicher fallter dünner Regen herab. Die ganze Stadt hatte sich in ein unheilvolles trübes Grau gehüllt, Pferdebahnen und Cindusse waren vollgepropt bis auf den letzten Nagel, keine Droste war an den Halteplätzen zu sehen und glücklicher, dem wenigstens ein paar Gummistühle zu Gebote fanden, um sich zwischen der rollenden Waagenmenge hindurch über den überfüllten Fahrdamm zu retten.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn jemand zufälliger Weise einem Marine-Offizier begegnet, der am Armeel zwei Streifen zwei Zoll breiter Goldbigen, mit einem schmalen Streifen dazwischen, trägt, so kann das sein anderer als Admiral Deven sein, denn in solchen sind die Abzeichen, die der Marine-Secretär für Admirals-Uniformen angeordnet hat, und deren kann es nur eine geben, da Deven der einzige Admiral in unserer Marine ist. Der Secretär hat auch noch verschiedene andere Kennzeichen vorgelesen. Ein weiteres Signalament dürfte jedoch nicht nötig sein, da Admiral Deven auch ohne Uniform dem dankbaren Gedächtniß des amerikanischen Volkes tief eingepreßt ist.

Eines der ersten Resultate der Friedenskonferenz wird ein Duell zwischen zwei Mitgliedern der türkischen Abtheilung bilden. Offenlich steht das böse Beispiel nicht an.